

bestanden, lassen sich archivalisch belegen. Siehe dazu jetzt auch OTTO BORST: Buch und Presse in Esslingen am Neckar. Esslingen 1975, bes. S. 81–84 und 151–153. (Die beiden Kapitel in BORSTS Buch, a. a. O. S. 121–158, in denen vom Esslinger Frühdruck die Rede ist, machen leider über weite Strecken einen sehr unsicheren Eindruck, nicht zuletzt weil der Verfasser die auf typenkundlichen Voraussetzungen basierenden Erkenntnisse OHLYS und SCHOLDERERS nur halbherzig akzeptierte.)

⁸ NIKLAS VON WYLE muß der Teufel geritten haben – oder wollte er nur die Esslinger Stimmung sich gegenüber testen? –, als er nur kurze Zeit vor seinem Tod den Esslinger Rat um die Gestellung eines Wagens bat. Die Bitte wurde ihm mit Schreiben des Rats vom 27. Febr. 1479 höflich, aber unmißverständlich abgelehnt (siehe Stadtarchiv Esslingen Missivenbuch 8, 1474–1481, Bl. 185a). Siehe dazu auch ERWIN HAFFNER: Neues von Nicolaus von Wyle (in: Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg 1925, Nr. 6 vom 23. Juni, S. 120–122).

⁹ Siehe NICLAS VON WYLE: Translationen. Hrsg. durch Adelbert von Keller. Stuttgart 1861 (= Bibliothek des Litterarischen Vereins. 57), S. 364.

¹⁰ Die von NIKLAS VON WYLE besorgte Ausgabe der Briefe Enea Silvios (H 160) gilt allgemein als Straßburger Druck. Nach KONRAD HAEBLERS Meinung war sie «eher vor als nach 1473» entstanden. Manche hielten sie für noch wesentlich älter und rückten sie weit in die sechziger Jahre hinauf. Die Verwirrung um diesen Druck spiegelt sich noch bei OTTO BORST, der an einer Stelle (a. a.O. S. 106) schreibt, er sei «frühestens 1464, wahrscheinlich aber um 1470, in Straßburg» erschienen, an einer anderen (S. 116) aber, Wyle habe die Briefe «um 1478» «(vielleicht) bei Adolf Rusch in Straßburg» in Druck gehen lassen. Schon vor Jahren habe ich zweimal (allerdings nur in Zei-

tungsartikeln) darauf hingewiesen, daß diese Ausgabe 1478 in Reutlingen gedruckt wurde. Dafür gibt es zwei gewichtige Indizien: 1) Die Ausgabe ist auf Reutlinger Papier gedruckt, das in Straßburg nicht verwendet wurde (Mitteilung von GERHARD PICCARD), 2) Das Exemplar der British Library in London (BMC II, 575) der von Michael Greyff nach dem 17. 6. 1478 gedruckten Bulle Sixtus IV. über Streitigkeiten unter Klerikern (vor allem in Esslingen) weist auf der letzten Seite als Stützsatz sieben Zeilen in Blindabdruck aus H 160 auf. (Der Druck der vor allem Esslingen betreffenden Bulle des Papstes in Reutlingen nach dem 17. 6. 1478 ist übrigens ein weiteres Indiz, daß Fyner um diese Zeit seine Werkstatt in Esslingen schon geschlossen hatte.) Die Verwirrung um den kirchlichen Druckort der Briefe des Enea Silvio kam zustande, weil Greyff wie Fyner Typen aus Straßburg bezogen hatte. In diesem Fall verwendete er die Type mit dem bizarren R von Adolf Rusch.

¹¹ Im Gesamtkatalog der Wiegendrucke wurde dieser Druck wegen der Verwendung der Esslinger Type 2 neben der nur Uraucher Type 3 fälschlicherweise noch nach Esslingen gelegt. Im Manuskript des GW wurde dieser Fehler korrigiert.

¹² Die «Translatzen» wurden übrigens auf ostfranzösischem Papier gedruckt, das etwas aus dem Rahmen der sonst von Fyner benutzten Papiere fällt. Wahrscheinlich liegt hier Lieferung durch den Auftraggeber (Niklas von Wyle?) vor. Den Papierbefund verdanke ich GERHARD PICCARD (siehe oben Anm. 6).

¹³ Die spärlichen archivalischen Belege zum Stuttgarter Frühdruck hat schon im vorigen Jahrhundert KARL STEIFF in einem immer noch sehr anregenden Aufsatz im Centralblatt für Bibliothekswesen (Jg. 3, 1886, S. 465–480) zusammengetragen: Beiträge zur ältesten Buchdruckergeschichte. 3: Untersuchungen über die ersten Anfänge des Buchdrucks in Stuttgart.

Mörikes Lob der Alb

Hans Wittmann zum 70. Geburtstag

Das Lob einer Landschaft erhält sie lebendig. Das klingt vielleicht wirklichkeitsfremd in einer Zeit, wo Landschaft zu Umwelt geworden ist, die geschützt werden muß. Aber könnte sie denn zerstört werden, wenn nicht die Zerstörenden das Gefühl für sie verloren hätten, und geschützt, wenn nicht die Schützenden einen Rest des Gefühls bewahrt hätten?

Eine Landschaft richtig zu loben, ist schwierig. Empfindung, die wohlfeil ist, umgibt sie mit einem Dunstschleier, und der Blick, der auf Genauigkeit geeicht ist, läßt sie zur Fotografie erstarren. Genauigkeit müßte empfindbar sein und Empfindung genau, und das heißt: Distanz ist vonnöten und Einfühlung, nicht eines von beiden.

Kaum einer hat es verstanden, eine Landschaft zu loben, wie EDUARD MÖRIKE. Er erlebte seine Heimat wie ein Fremder und verwandelte Ortskenntnis in die heitere Schwerelosigkeit von Poesie. Nicht soll hier die Rede sein von den Zyklen *Bilder aus Bebenhausen* und *Idylle vom Bodensee*, auch nicht von den Gedichten *Am Rheinfall* und *Besuch in Urach*. Eingegangen werden soll vielmehr auf zwei Prosastellen, die sich leicht überblättern lassen, beide bezogen

Reinbert Tabbert

auf die Schwäbische Alb. Die eine findet sich im Anfangsteil der 1852 erschienenen Erzählung *Das Stuttgarter Hutzelmännlein*, die andere in einem Brief an die Verlobte Luise Rau vom 22. Januar 1832.

Im ersten Text wird die Alb dargestellt durch die Augen eines Schustergesellen, der von seinem Heimatort Stuttgart aufgebrochen ist, um ein Stück der Welt kennenzulernen. Was hier vorliegt, ist ein Lob der schwäbischen Berge, das in seinem Bezug auf den Helden der Geschichte zwar dessen Wanderung für einen Augenblick zum Stillstand bringt, aber nicht den Strom der erzählenden Prosa.

Sein Sinn war allermeist auf Augsburg oder Regensburg gerichtet, denn diese Städte hatte er vor manchen andern rühmen hören; zuvörderst wollte er aber nach Ulm.

Mit großen Freuden sah er bald von der Bempflinger Höhe die Alb, als eine wundersame blaue Mauer ausgestreckt. Nicht anders hatte er sich immer die schönen blauen Glasberge gedacht, dahinter, wie man ihm als Kind gesagt, der Königin von Saba Schneckengärten liegen. Doch war ihm wohl bekannt, daß oben weithin wieder Dörfer seien, als: Böhringen, Zainingen, Feldstetten, Suppingen, durch welche sämtlich nacheinander er passieren mußte.

Den Schustergesellen zieht es fort zu den großen Städten, die er von den Leuten hat rühmen hören.

Aber bei allem gesellschaftsvermitteltem Drang in die Ferne verweilt er schon bald nach dem Aufbruch (schwer vorstellbar bei einem heutigen Reisenden), um die Schönheit der nächsten Umgebung auf sich wirken zu lassen. Der Sinn ist nicht so starr gerichtet, als daß er dem Gefühl, der Freude über den gegenwärtigen Eindruck, keine Freiheit ließe.

Die Beobachtung der Alb als einer blauen Mauer ist von einer empfindbaren Genauigkeit und wird begleitet von einem Gefühl des Wundersamen, das nicht verschwommen ist, da es sogleich expliziert wird. Die Assoziation holt zu dem, was dem Blick sich objektiv entgegenstellt, die Erinnerung an ein Traumbild der Kindheit, das seinerseits von einer märchenhaften Erzählung ausgelöst wurde. Gegenwart und Vergangenheit, Beobachtung und Erinnerung, Realität, Traum und Dichtung werden einen Augenblick lang eins, so daß dieser Augenblick im Angesicht einer Landschaft als so transparent erscheint wie die Glasberge, auf die der Gedankenstrom hinführt. In dem Bild von den Schneckengärten der Königin von Saba (dieser komprimierten Sinnlichkeit von Reichtum und Genuß, Augenweide und Duft) scheint sich der Verweilende ganz der Verlockung lustvoller Fantasie hinzugeben. Doch so leicht, wie sie sich einstellt, schwindet sie wieder. Die Erinnerung an eine ferne Märchenwelt – fern sowohl in der eigenen Biographie als auch in der imaginären Topographie – weicht der wirklichkeitsorientierten Memorierung schwäbischer Dorfnamen durch einen im guten Sinne des Wortes gesunden Menschenverstand. Mit dem Gedanken an die genannten Dörfer setzt der Handwerksbursche die Reise fort, über die gegenwärtige Lust nicht die bevorstehende Anstrengung vergessend und über die Reize, denen das Kind nachgab, nicht die Ziele, die der gereifere Sinn sich selbst gesteckt hat.

Von der Alb scheint in der Passage recht wenig gesagt zu werden: sie gleicht einer wundersamen blauen Mauer, und auf ihrer Höhe liegen die Dörfer Böhringen, Zainingen, Feldstetten und Suppingen. Aber wie poetisches Bild und geographische Information, vermittelt durch ein gleichermaßen sensibles und robustes Gemüt, miteinander verschmolzen werden, das macht diesen Text zu einem Lob der Alb, das durch ein Mehr sowohl an Tatsächlichkeit als auch an Poesie nur abgeschwächt würde. Das zweite, noch vielfältigere Lob der Alb, das angeführt werden soll, ist nicht durch das Medium einer fiktiven Gestalt artikuliert. Der Autor äußert es selbst, ohne jede Maske, nicht für das unbekannte Publikum eines gedruckten Buches, sondern für

eine einzige, geliebte Leserin, die Braut. Zu Beginn des Jahres 1832 übernahm MÖRIKE eine Stelle als Pfarrverweser in Ochsenwang. Am 22. Januar schildert er der Braut, deren Besuch er in Bälde erwartet, in einem begeisterten Brief die ersten Eindrücke der neuen Umgebung. Der Standort des Betrachters, im ersten Text im Vorland der Alb, liegt in diesem oben am Rande der Hochfläche.

Der längste Abschnitt des Briefes läßt sich, ohne daß es Verständnisschwierigkeiten gäbe, als ein in sich geschlossener Text herauslösen.

Noch hab ich nicht die deutlichste Vorstellung von der Gegend und dem Dorf, das mich umgibt: ich kenne eigentlich nur diese hellen, geweißten Stübchen, die sich mir schon ganz zu eigen gemacht haben, und die nächste Aussicht von den Fenstern; ich weiß nur, daß ich unter treuherzigen, zutraunsvollen Menschen wohne, die ich, wie eine kleine Herde, bald werde überzählt haben; aber was mir ein ganz besonderes stärkendes Gefühl gibt, das ist, wenn ich mich recht verstehe, der zwar noch unsichere, aber ungeheure Begriff von der atmosphärischen Höhe, worin ich mich befinde. Es fehlte wenig, so könnt ich mir einbilden, ich sitze auf dem Hospitium vom Sankt-Bernhard in einer warm geheizten Zelle oder im Knopf eines Münsters, nur daß ich nicht über die Plattform hinaussehe. Aber dem Reiher, dessen luftgewiegte Brust sich einer ganzen Welt mächtig fühlt, wenn er sich nun auf sein Felsenest niederläßt, muß es sein wie mir! Eine Ahnung des Lieblichen, was unter meinen Bergen, und des Schaurig-Großen, was um mich liegt, hatt ich beim Herauffahren. Einen prächtigeren Wechsel, als vom Breitenstein aus sich auftut, kann es nicht geben. Es ist nur ein kleiner Gang von meinem Hause aus dorthin. Wie ausgelassen selig wollen wir beide uns mit Augen in dieses Meer der Landschaft stürzen! Ich fühle schon vom Zimmer aus, wie lieblich kontrastierend die Beschränkung dicht an eine wahre Unendlichkeit grenzt, wie nur ein Schritt von jener zu dieser ist.

Der Erlebende dieses Textes ist von dem umgeben, was der des anderen in der Ferne vor sich hatte. Jener sah, dieser hat eine Vorstellung, die – wie er selber sagt – noch nicht die deutlichste ist. Wäre sie es, so bliebe wahrscheinlich den Empfindungen sehr viel weniger Raum. Was er aber anführt an schon Wahrgenommenem und dabei Empfundene, kann einem Lesenden keineswegs als undeutlich erscheinen.

Es entfaltet sich gleichsam in konzentrischen Kreisen, wie sich *Umgebung* natürlicherweise darbietet – im Unterschied zu der linearen *Begegnung* des ersten Textes: von der Kammer, in der der Briefschreiber sitzt, geht der Blick nach draußen. Dort löst das Wissen das Sehen ab: er weiß sich als Pfarrer – auch hier die Vorstellung des Kreises – von ihm vertrauenden Menschen umgeben. Das traditionelle Bild des Hirten, der auf seine Schafe hinablickt, leitet dann über – einen weiteren Kreis hinzufügend, der nun auch die Landschaft ins Spiel bringt – zu dem Gefühl großer atmosphärischer

Höhe. Die Ausweitung der Kreise ist bemerkenswert: zuerst das Ich in dem Raum, der sich ihm *ganz zu eigen gemacht* hat, dann draußen in seiner beruflichen Stellung in der Gesellschaft, und schließlich beide Kreise umschlossen von der Landschaft. Deren Bedeutung ist schon an dieser Zuordnung zu Ich und Gesellschaft ablesbar, zusätzlich aber noch an den emphatischen Ausdrücken *ein ganz besonderes stärkendes Gefühl* und *der ungeheure Begriff von der atmosphärischen Höhe*. Hinsichtlich der Beziehung des Ichs zu den drei unterschiedlichen Formen von Umgebung fällt eine charakteristische Abstufung auf: vom Kennen über das Wissen zum Gefühl. Der persönliche und der gesellschaftliche Kreis werden rational ausgemessen, jenseits dieser Menschenwelt, dort wo die Natur aus eigener Kraft wirkt, tritt an die Stelle des agierenden Verstandes das reagierende Gefühl. Dabei ist aber Reaktion kein Ausdruck von Schwäche, im Gegenteil: der Begriff von Höhe gibt ein ganz besonderes, ja *stärkendes Gefühl*.

Bilder der Fantasie lassen dieses Gefühl, ausgelöst durch erlebbare Landschaft, auf spielerische Weise anschaulich werden. Der Schreibende vergleicht seinen Sitz mit einer Zelle des Hospitiums vom Sankt-Bernhard und mit dem Knopf eines Münsters, jeweils die drei genannten Kreise der Umgebung durch Assoziation wiederholend: enger Raum, kirchlich-gesellschaftliches Umfeld und den Elementen ausgesetzte Höhe. Das dritte Bild, die Vorstellung von dem luftgewiegten, einer ganzen Welt sich mächtig fühlenden Reiher, ist ausschließlich der Natur vorbehalten und verlagert überdies den Bezugspunkt vom betrachtenden Ich zum naturhaften Vergleichsobjekt: so erklärt sich das Ich der Natur zueigen.

Die Vorstellungskomponente von dem Niederlassen des Reihers im Felsennest ruft die Erinnerung an die Herfahrt zum eigenen Aufenthaltsort wach, holt jüngst Vergangenes ins Gegenwärtige. In der Gegensätzlichkeit von Lieblichem und Schaurig-Großem, bezogen auf Unterland und Oberland, wird der Eindruck der Landschaft auf einen empfindbaren Begriff gebracht und erhält dann mit der Nennung des Breitensteins (hier zeigt sich wiederum, daß solche Poesie Tatsächlichkeit nicht zu scheuen braucht) einen verifizierbaren geographischen Standort. Auch der Bezug vom eigenen kleinen Raum zur umgebenden Landschaft, zuvor durch ein Gefühl und durch Bilder der Fantasie bezeichnet, wird nun empirisch konkretisiert: es ist nur ein kleiner Gang dorthin.

Mit dieser Angabe, die der Memorierung der Dorfnamen im ersten Text entspricht, ist der Boden des

Tatsächlichen, der mit der Vorstellung von dem luftgewiegten Reiher auf beinahe bedenkliche Weise verlassen wurde, wieder fest unter den Füßen. Ähnlich dem ersten Text wird nun auch noch Zukünftiges in die Gegenwart hereingenommen, und das meint in diesem Fall – über das Verhalten des Einen hinaus – die Gemeinsamkeit des Erlebens von Ich und Du. Die vorgestellten Empfindungen dieses Erlebens und sein Objekt werden mit größter Emphase artikuliert: *Wie ausgelassen selig wollen wir uns mit Augen in dieses Meer der Landschaft stürzen!* Der geographisch Interessierte wird vielleicht belustigt bemerken, daß hier die Alblandschaft in jenes Meer zurückverwandelt wird, aus dem sie entstanden ist. Der literarisch Interessierte andererseits wird die Intensität des gelungenen Oxymorons bewundern.

Der abschließende Satz findet für jenen Kontrast, der als gestaltende Kraft den ganzen Text zu prägen scheint, das treffende Begriffspaar, das zugleich noch dem Erleben der Landschaft eine religiöse Dimension verleiht, nämlich: Beschränkung und wahre Unendlichkeit. Dabei wird die Rationalität des Begrifflichen aufgehoben in dem Hinweis darauf, daß es etwas Gefühltes sei, und die Härte des Gegensätzlichen gemildert durch das Beiwort *lieblich*.

Das Lob der Alb von dem Briefschreiber EDUARD MORIKE stimmt mit dem des Erzählers darin überein, daß es Wahrgenommenes zugleich als Gefühltes darstellt, Ortskenntnis ungezwungen mit Bildern der Fantasie verbindet und bei aller Emphase nie unpräzise wird. Es geht aber über jenes insofern hinaus, als es den Bezug des Ichs zu seiner Umgebung differenzierter aufschlüsselt, die Wirkung der erlebten Landschaft auf das Gefühl als eindringlicher erscheinen läßt, in das Erleben ein geliebtes Du einbezieht und schließlich die Situation dieses Erlebens ins Religiöse ausweitet.

Dem heutigen Leser und Betrachter einer Landschaft liegt vielleicht die erste Art der Darstellung mehr. Er hält auf eine gewisse Distanz, und der Boden des Tatsächlichen ist ihm näher als die Vorstellung eines Höhenflugs. Wenn er sensibilisiert ist gegenüber den geheimen Verführern der heutigen Gesellschaft, dann mag er auch argwöhnen, daß, wer sich einer als übermächtig empfundenen Natur freudig überläßt, auch von gesellschaftlichen Mächten leicht zu vereinnahmt ist. Es kann aber auch anders herum argumentiert werden: wo, wenn nicht in einem Bereich außerhalb der Gesellschaft, soll sich der Mensch regenerieren, um innerhalb der Gesellschaft nicht deren Einwirkungen haltlos ausgeliefert zu sein?